



Der Schmelztiegel

WERKSZEITUNG DER BERGISCHEN STAHL-INDUSTRIE REMSCHEID

77 | Jahrgang 7

MÄRZ 1958

Drei Pfeiler

Drei Konstruktionen,
die für den
modernen Fahrzeugbau
richtungweisend sind.

BSI-Scheibenbremsen

erhöhte Sicherheit

BSI-Compact-Kupplung

beschleunigte Zugbildung

TRILEX-Räder

verlängerte Lebensdauer

BERGISCHE STAHL-INDUSTRIE

R E M S C H E I D



*Zu
unserem
Titelbild*

Schwersten Strapazen ausgesetzt
und dennoch unermüdlich rollende
Räder —

mit sanfter, kaum spürbarer Gewalt
wirkende Bremsen —

behend und immer zuverlässig arbei-
tende automatische Kupplungen —

Drei Fabrikate und zugleich Pfeiler
des modernen Verkehrs, drei Pfeiler
nicht minder auch aus dem Ge-
bäude jener kraftvollen Produktion,
mit der sich unser aller Schaffen
aufs engste verbindet, auf der sich
unsere Existenz mit gründet. —

Ein Wort über das Rad, das treff-
liche, mit Namen „TRILEX“. Wo im-
mer schwere und schwerste Last-
kraftwagen, Anhänger, Zugmaschi-
nen, Stadt- und Reiseomnibusse,
Spezialfahrzeuge das Bild unserer
Landstraßen und Autobahnen un-
aufhörlich in Bewegung halten, ist
auch das „Trilex-Rad“ mit im Spiel.
Seine guten Eigenschaften haben
den Namen zum Begriff werden las-
sen.

Nun die „Scheibenbremse“, die im
In- und Ausland vielbegehrte. In
Schnellbahnen, Schienenomnibussen,
Straßenbahnen, Schnelltriebwagen
ist sie zu finden, auf den Achsen
und an den Untergestellen der Fahr-
zeuge montiert, so verbirgt sie auch
ihre große Leistung, wenn sie kaum
merklich anspricht und sicher wirk-
kend ihre wichtige Funktion erfüllt.
Bleibt die „Compact-Kupplung“.
Eine robuste Konstruktion von ge-
ringem Gewicht, gewährleistet sie
Sicherheit für den mit der Zugbil-
dung beschäftigten Rangierer.

INHALT DIESER AUSGABE

Seite

Thema: Arbeitszeitverkürzung	3
Kommt das automatische Büro auch zu uns?	9
Neues in Kürze	8
. . . und das meint Struppi	9
Gewinderohrverbindungen mit	
Tempergußfittings	19
Weltausstellung 1958 in Brüssel	14
Wir und der deutsche Osten:	
Danzig - Lebensbild einer Stadt	16
Vorratskauf - ja oder nein	19
Jubilare feiern (Bilder)	20
Musik von der Schallplatte	21
Es grünt und blüht am Arbeitsplatz	22
Unsere Jubilare im April	23
Familiennachrichten	23

Herausgeber:

Bergische Stahl-Industrie KG Remscheid

Redakteur:

Herbert Goretzki / Remscheid

Druck:

Bergische Druckerei Ludwig Koch, Remscheid

Klischees:

Grafisches Atelier Loose/Durach, Remscheid

Fotos:

Heinz Lindenberg, Werksfotograf

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

Thema: Arbeitszeitverkürzung

H. HULJUS

Es waren einmal zwei Menschen, die lebten im Paradiese. Sie hatten alles, was sie brauchten: reichlich zu essen, ein angenehmes, warmes Klima und keine Sorgen. Sie kannten keine Wohnraumknappheit und keine Steuern, kein Ladenschlußgesetz und kein Arbeitsamt, keine Bahnpreiserhöhung und keine gespritzten Früchte, keine Aufrüstung und keine Atombomben, denn Zank und Streit gab es noch nicht. Es war eben das Paradies.

Aber wie die Menschen nun einmal sind, konnte das auf die Dauer natürlich nicht gut gehen. So kam es, wie es kommen mußte: Sündenfall, Vertreibung und Fluch — „im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot essen“. Das war praktisch der Beginn unserer heutigen Zeit — damit war die Arbeit da!

Nun — bei fortschreitender Vermehrung wäre es ganz ohne Arbeit wohl ohnehin nicht gegangen. Eine gewisse Organisation des Zusammenlebens vieler Menschen wäre notwendig geworden und dadurch gewisse Tätigkeiten einzelner auf speziellen Gebieten, wobei man im Bekleidungssektor vielleicht zunächst noch mit Feigenbaumplantagen ausgekommen wäre. Jedoch würde wohl niemand ein Leben ganz ohne Arbeit für erstrebens- und wünschenswert halten. Vielleicht ist es zeitweilig der Wunschtraum eines völlig überarbeiteten und abgehetzten Menschen in Ermangelung des Vorstellungsvermögens eines arbeitslosen Lebens — wir kommen darauf noch zurück —, aber ein wirklich ernsthafter Wunsch kann es nicht sein.

Die Geschichte der Arbeit ist so alt wie die Menschheit selbst. Freilich artete sie erst in jüngerer Zeit aus. Unsere ältesten Vorfahren waren mit der Jagd ausgelastet, von deren Beute sie lebten. Erst später kam der Bau fester Häuser, Ackerbau und Viehzucht hinzu, und mit steigen-

den Ansprüchen auch spezielle Berufe, Fachleute, wie Schmiede, die Waffen und Geräte herstellten. Aber bei den alten Germanen zum Beispiel lief das Leben noch recht geruhsam ab: im Sommer war man geschäftig, im Winter, bei rauhem kaltem Wetter, lag man am häuslichen Herd „auf dem Bärenfell und trank immer noch eins“. Natürlich war man auch schon damals „hin und wieder“ damit beschäftigt, sich mit Morgenstern und Streitaxt die Schädel einzuschlagen.

Zu geregelten Tätigkeiten, zur Ausübung bestimmter Berufe kam man dann im Mittelalter. Die strenggegliederten Zünfte, die das Handwerk zu hoher Blüte brachten, ja, zu einer Kunst machten, bewundern wir noch heute. Qualitätsarbeit wurde zu einem Begriff.

Eine weitaus härtere Beanspruchung des Menschen bezüglich Anspannung, Nerven und Konzentration forderten die Maschinen. Mit den entstehenden Fabriken brach ein ganz neues Zeitalter an. Die bisherigen Maßstäbe ließen sich nicht ohne weiteres übertragen. So wurde der Mensch überfordert, seine Substanz selbst angegriffen. Die Folge war Auflehnung der ausgepumpten und oft schlecht ernährten Fabrikarbeiter, was zum Anlaß wurde für sozialpolitische Maßnahmen: in England — wo die Zustände am schlimmsten waren — um 1800, in Deutschland erst später (z. B. Verbot der Kinderarbeit 1903).

Einen gewaltigen Schritt zum Schutz des arbeitenden Menschen stellte der Übergang zum Achtstundentag dar, in Deutschland 1918, international geregelt 1919. Die Bedeutung dieser Umstellung von 12 und 14 Stunden auf 8 Stunden ist uns heute in seiner ganzen Tragweite vielleicht nicht mehr so recht bewußt. Damals war diese Maßnahme revolutionierend. Sie riß den Menschen sozusagen aus den „Klauen“

der Maschine und stellte das natürliche, würdige Verhältnis wieder her. Der Mensch konnte auch noch Mensch sein.

Und wo stehen wir heute?

Es wurde nach dem letzten Kriege klar, daß im Tempo des modernen Arbeitsprozesses selbst acht Stunden den Menschen stärker beanspruchen als früher. Daher gingen in allen Industrieländern die Bestrebungen dahin, die Arbeitszeit noch weiter zu verkürzen. Dies war insofern möglich, als man mit den vorhandenen industriellen Anlagen und deren Mechanisierung in der Lage war, den Erfordernissen des herrschenden Lebensstandards zu entsprechen. So finden wir heute in den westlichen Ländern wöchentliche Arbeitszeiten von 45, 42, 40, 38, und in den USA zum Teil schon 35 Stunden! Auch bei uns laufen die Forderungen der Gewerkschaften auf schrittweise weitere Verkürzung der Arbeitszeit hinaus.

Man kann geschichtlich also etwa folgende Entwicklung verzeichnen: von der ursprünglichen Jagd, die allein der Selbsterhaltung diente, kam man zur geregelten Arbeit, dem speziellen Beruf, der Facharbeit, Maschinenarbeit, zu steigenden Arbeitszeiten, die sich einem Maximum näherten und dann mit dem Achtstundentag und den weiteren Arbeitszeitverkürzungen wieder absteigen. Den Höhepunkt — jedenfalls was die Länge der Arbeitszeit betrifft — haben wir also überwunden.

Eine fast wahre Geschichte

Wie wird es nun weitergehen? Wie läßt sich ein Rückgang der Produktion vermeiden? Wie werden wir der oft geäußerten Probleme der Freizeitgestaltung an den Wochenenden Herr werden?

Hierzu ist eine kleine Geschichte amüsant, die Hellmut Holthaus kürzlich in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ erzählte. Der Verfasser reist in ein fantastisches, unwirkliches Land, das er „Zachurien“ nennt. Man ist dort gerade zur Zehnstundenwoche übergegangen — Montag und Dienstag je fünf Stunden — und genießt in vollen Zügen das Wochenende, das von Dienstagmittag bis Montagmorgen dauert. Es herrscht große Freude — das neue Zeitalter ist angebrochen. Aber siehe da — der Mensch war keineswegs zufrieden. Es stellten sich Mißmut,

Streitsucht, Unzufriedenheit, Gereiztheit, Trübsinn ein, und man erkannte als deren Ursache die Langeweile. Unter der „Aktion Hobby“ greift nun die besorgte Regierung mit der Schaffung von Mußplätzen, Mußvereinen und sonstigen Mußeinrichtungen aller Art ein. Die Spiel- und Sammelleidenschaft werden entfesselt: man sammelt alles, vom Maikäfer bis zum Hosenkнопf, man bastelt, sägt, fotografiert, züchtet Kaninchen, formt Männchen aus Plastilin, wird Heimatforscher, Rennfahrer und Geduldsspieler. Aber alle diese hübschen Steckenpferde konnten nicht verhindern, daß die Zahl der Wochenendneurotiker, die also unter dem Nichtstun seelisch litten, weiter anstieg. Man war in großer Verlegenheit. Da, in höchster Not, tritt der Mußforscher Professor Dr. Dr. G. Njal mit einer neuen Idee hervor: er war auf eine „eigentümliche Form der Freizeitgestaltung“ gestoßen, nämlich die Arbeit. Regierung, Bevölkerung und Presse sind begeistert: ein neues Steckenpferd! Arbeit als Freizeitgestaltung!

In der Freizeit wird gearbeitet

Diese Geschichte endet damit, daß der Verfasser nach seiner Rückkehr aus „Zachurien“ spornstreichs zu seinem Freunde läuft, der zufällig Handwerkskammerpräsident ist, um ihm die neuesten Erfahrungen von seiner Reise zu berichten, worauf dieser schallend lacht und antwortet: das haben wir ja schon längst! Zur Bekräftigung liest er dann den neuesten Bericht seiner Kammer vor, der folgenden Wortlaut hat:

„Nach übereinstimmenden Feststellungen der Handelskammern im Bundesgebiet wird die durch die Arbeitszeitverkürzung gewonnene Freizeit von einer zunehmenden Zahl von Arbeitskräften zum Arbeiten benutzt. Die Schwarzarbeit — ehemals ausgeübt von unterstützten Arbeitslosen — ist zu einer Form der Freizeitgestaltung geworden.“

Diese heitere Geschichte ist zwar übertrieben, aber nicht weit von der Wirklichkeit entfernt. Wie sieht es nun in der Praxis aus?

Der zweite Job

In Australien soll es zum Beispiel so sein, daß der Familienvater zum Wochenende

zu Hause soviel Arbeiten aller Art an Haus, Garten, Auto und anderen maschinellen Einrichtungen überhäuft ist, daß er am Montagmorgen froh ist, wieder an seinen geruhsameren Arbeitsplatz in der Fabrik entfliehen zu können. Von Langeweile also keine Spur. Auch in den USA habe ich an den Wochenenden wenig Langeweile gefunden. Zu Hause gab es stets genug Beschäftigung. Nun waren das natürlich nur zwei- bis dreitägige Wochenenden und keine fünftägigen. Jedoch auch in den Vereinigten Staaten haben sehr viele Menschen einen zweiten Job, eine Tätigkeit, die man nicht nur nebenbei ausführt, sondern auch dem Finanzamt nicht angibt. Ich habe viele Arbeiter getroffen, die nicht nur am freien Samstag, sondern auch nach der Achtstundenschicht noch vier bis sechs Stunden an Tankstellen halfen, bei Maklern oder im Verkauf und in der Kundenwerbung tätig waren.

Wünsche über Wünsche

Nicht nur das: auch die Frau arbeitet sehr häufig noch mit. Sind Kinder da — und welche amerikanische Familie hat nicht drei oder vier —, so werden diese für die Zeit der Abwesenheit der Eltern gegen ein geringes Entgelt in einem Kindergarten „abgegeben“. Dabei liegt der Verdienst und die Kaufkraft an sich schon so hoch, daß dieser „doppelte Einsatz“ eigentlich in keiner Weise notwendig ist.

Aber die amerikanische Bevölkerung hat so viele Wünsche — ob man die Dinge braucht oder nicht, ob sie nützlich sind oder nicht — es wird gekauft. Man unterliegt einfach der raffinierten Verkaufswerbung. Meiner Ansicht nach wäre das Doppelverdienen in den USA überhaupt nicht notwendig, wenn man seine Ausgaben besser unter Kontrolle hätte und nicht so wahllos jeden Ramsch mit nach Hause nähme. Aber Käuferdisziplin, sorgfältiges Wägen, Maßhalten, Sichbescheiden auf das Notwendige, haben dem Amerikaner noch nie gelegen. Das fängt bei den Spielsachen für die Kinder an und hört beim Cadillac noch längst nicht auf. Na, und wenn wir ganz ehrlich sind: haben wir uns nicht auch schon ein wenig vom Geist der Neuen Welt anstecken lassen?

Wichtig ist die Erholung

Ich las kürzlich eine Darstellung der amerikanischen Verhältnisse bezüglich der Arbeitszeit: die Tendenz geht also nach einer immer kürzeren Arbeitswoche. Hat man jetzt schon teilweise 35 Stunden, so werden es in einigen Jahren 30 sein und dann 25 (womit man dem zacharischen Beispiel schon bedrohlich nahe kommt). Statt, daß nun aber die wachsende freie Zeit zunehmend für die Entspannung und Erholung verwendet wird, wofür sie ja gedacht ist, wird nach den bisherigen Erfahrungen auch der Anteil der Nebenbeschäftigung laufend mit ansteigen, so daß man bei Erreichen der offiziellen 24-Stunden-Woche theoretisch auch noch 24 Stunden steuerfrei arbeiten könnte, wodurch praktisch also wieder die heißumstrittene und als zu lang bekämpfte 48-Stunden-Woche erreicht wäre. Damit wäre das Ziel der Arbeitszeitverkürzung eine reine Lohn-erhöhung gewesen.

Diese Überlegungen tragen natürlich den Fehler einer Verallgemeinerung in sich. Zweifellos gibt es auch viele, die nur zum Teil oder gar nicht nebenbeschäftigt sind und so effektiv eine verkürzte Arbeitszeit genießen.

Hobbys muß man haben

Nun, davon sind wir zunächst noch weit entfernt. Die 45-Stunden-Woche hat sich bei uns eingespielt, und die vorhandene Freizeit dürfte noch kein zu ernstes Problem sein. (Mir persönlich ist unklar, daß man überhaupt Langeweile haben kann. Aber das ist wohl Veranlagung.) Warten wir also die weitere Entwicklung ab. Geben wir uns Mühe, nicht dem amerikanischen Fehler des Kaufens zu verfallen, sondern unser freies Wochenende wirklich zum Ausruhen von der Hast der Woche und zum Kräftesammeln für die kommende, zum Besinnen auf uns selbst — ohne Kino und Radiolärm —, zu Spaziergängen mit der Familie oder Freunden zu benutzen — die Remscheider Umgebung ist so schön —, dann ist das Wochenende sinnvoll ausgenutzt und kommt uns selbst zugute.

Und was die Zukunft angeht — wappnen wir uns mit unseren Hobbys und blicken wir der Gefahr des „langweiligen“ Fünftagewochenendes ernst, aber gefaßt ins Auge.

Kommt das automatische Büro auch zu uns?

Bevor wir uns mit dem gestellten Thema im engeren Sinne befassen, wollen wir erst die Frage beantworten: Was ist überhaupt unter dem Begriff Automation zu verstehen?

Jede Maschine, die aus einem Rohstoff oder Rohling in einem selbsttätigen Ablauf von verschiedenen ineinandergreifenden Arbeitstakten Einzelteile herstellt, wird von unseren Technikern als Automat bezeichnet. Dem Menschen fällt bei einer derartigen Arbeitsweise nur noch die Einstellung, die Überwachung des Automaten und die Prüfung der gefertigten Arbeitsstücke zu. Werden automatisch arbeitende Maschinen so aneinandergereiht, daß von ihnen Rohteile bis zum Fertigerzeugnis ohne Unterbrechung bearbeitet werden können, und laufen dabei die anfallenden Transportarbeiten ebenfalls automatisch ab, dann spricht man von einer Fertigungsstraße oder auch Transferstraße. Es dürfte wohl vielen Lesern bekannt sein, daß bereits seit Jahren derartige Produktionsstätten existieren. Ich möchte nur an die Fertigung von Hartfaserplatten erinnern, deren automatische Produktion sich bereits in den dreißiger Jahren erfolgreich durchgesetzt hat.

Deshalb prägt der Begriff „Automation“ an und für sich nichts grundlegend Neues. Lediglich als Schlagwort hat es sich stark in den Vordergrund geschoben. Unter Automation wird die letzte denkbare Stufe der technischen Betriebsentwicklung verstanden. Die körperliche Arbeit des Menschen wird endgültig von Spezialmaschinen übernommen, während ihm selbst die Funktionen der maschinellen Steuerung und Regelung zufallen. So kühn letzten Endes dieses ferne Ziel auch sein mag, zu dem uns eines Tages die Automation führen soll, es wird dem objektiven Betrachter der Dinge nicht verborgen bleiben, daß sich nicht jede Fertigung und erst recht nicht jede Verwaltungsarbeit zu einer wirtschaftlichen Vollauto-

omatisierung entwickeln lassen. Diese daher begrenzte Automation wird sich nur durch eine ständige Rationalisierung der betrieblichen Einrichtungen erreichen lassen. Es wird also keine Revolution vorausgehen, die zur Verwirklichung der Automation führt, sondern nur eine Evolution. Somit ist die Gefahr einer schockartig auftretenden Massenarbeitslosigkeit von vornherein gebannt.

Nachdem wir uns mit dem Begriff „Automation“ eingehend auseinandergesetzt haben, wollen wir uns den Fragen zuwenden, die im Zusammenhang mit der Automation der Verwaltungsarbeit auftreten können.

Die einfache Büro-Rechenmaschine arbeitet nach folgendem Schema:

- Einstellwerk,
- Kommandowerk,
- Rechenwerk,
- Speicherwerk,
- Resultatwerk

und befolgt seit ihrer Konstruktion die heute noch gültige automatische Ordnung. Somit ist die Rechenmaschine das Sinnbild der Automation im Büro.

Die vorgenannten fünf Funktionen zeigen klar und deutlich, daß sich die Automation im Büro nicht darin erschöpfen kann, die bisherige Schreibmaschinenarbeit durch eine elektrische Schreibmaschine zu übernehmen und dabei gleichzeitig zu beschleunigen und zu verbessern, sondern die Beschaffung einer modernen Lochkartenanlage oder deren Vervollkommen durch ein Elektronen-Rechengehirn wird im Mittelpunkt der Überlegungen stehen. Dem Leser dürfte wohl bekannt sein, daß die Anschaffung derart komplizierter Einrichtungen, sei es durch Miete oder Kauf, keineswegs billig ist und diese eine ausgefeilte und gut funktionierende Organisation verlangen. Aus diesem Grunde waren es die Großbetriebe, die sich zuerst der Büroautomation zugewandt haben; aber in der Zwischenzeit sind

dieser Richtung auch eine Anzahl von Mittelbetrieben gefolgt, deren Verwaltungen für die Einführung einer Automatisierung schon die Voraussetzungen besaßen.

Die übrigen Betriebe und öffentlichen Verwaltungen, die die hohen Investitionskosten für eine Automation nicht aufbringen können, wenden heute ihre ganze Aufmerksamkeit der Verbesserung ihrer mechanischen Bürohilfsmittel zu. Der heutige Markt bietet eine Vielzahl von Möglichkeiten, um in den Büros die Arbeit rationeller durchführen zu können. Hierbei sei ausdrücklich betont, daß Rationalisierung und Automation keinesfalls die Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft bedeutet. Dem beauftragten Organisator fällt die Aufgabe zu, die geeigneten Büromaschinen ausfindig zu machen, um die Leistung in den Büros zu heben. Auch mit den herkömmlichen mechanischen Maschinen läßt sich im Büro eine Art „Fertigungsstraße“ einrichten. Doch bei allen Überlegungen darf auf keinen Fall das Wirtschaftlichkeitsprinzip vernachlässigt werden, denn die ständige Verbreitung der Automation wird sich eines Tages auch auf die Preisgestaltung dieser Anlagen auswirken, was die Einführung einer Automatisierung auch für die Mittel- und Kleinbetriebe rechtfertigen kann.

Wie schon erwähnt, macht der wirtschaftliche Einsatz einer Lochkartenanlage eine jahrelange, intensive organisatorische Vorarbeit erforderlich. Diese Tätigkeit wird durch unsere Planungsstelle wahrgenommen. So müssen zum Beispiel die Wünsche der verschiedenen Abteilungen auf einen Nenner gebracht werden. Dies ist in der BSI oft leichter gesagt als getan. Alle Aufstellungen, die später einmal von der automatischen Rechenanlage aufbereitet und niedergeschrieben werden sollen, müssen auf ihre Notwendigkeit geprüft werden. Die automatische Erstellung sogenannter Zahlenfriedhöfe muß von vornherein ausgeschaltet werden; denn nur dann kann eine automatische Anlage sinnvoll sein, wenn durch ihre Arbeit tatsächlich Kosten eingespart werden.

Da die bisher angestellten Untersuchungen in unserem Betrieb noch keine eindeutigen Resultate erbracht haben, die für eine erfolgreiche Einführung der Büro-Automation sprechen, richtet sich die

gegenwärtige Aufgabe der Planungsstelle auf eine verstärkte Rationalisierung der Büroarbeit. Es ist aber dabei keineswegs ausgeschlossen, daß in Zukunft Teile unserer Verwaltung weitgehend automatisiert werden.

Herr Findig

Vollmacht

zur Aushändigung einer Löhnung

Bisher war es zum Teil üblich, gegen Vorlage einer Vollmacht die Löhnung an andere als den Empfangsberechtigten auszuhändigen. Durch gefälschte Unterschriften sind vor wenigen Tagen zwei Löhnungen an einen Betrüger ausgehändigt worden. Deshalb muß das bisherige Verfahren werkseinheitlich geregelt werden.

Wenn jemand aus besonderem Grund (Krankheit usw.) verhindert ist, seine Löhnung selbst abzuholen, so muß er dem dafür Beauftragten eine Vollmacht ausstellen und ihm gleichzeitig seinen Werksausweis mitgeben. Erst nach Vorlage dieser beiden Unterlagen und Prüfung der Unterschriften auf der Vollmacht und dem Werksausweis ist die auszahlende Stelle berechtigt, den Lohn auszuhändigen.

Alle Meister, Vorarbeiter und Lohnschreiber sind angewiesen, diese Bestimmung bei Aushändigung der Löhnung genau zu beachten, da bei Verlusten infolge Unachtsamkeit jeder Auszahlende persönlich für den fehlenden Betrag haftet. Wird die Löhnung von einem Werksangehörigen nachträglich an der Nebenkasse abgeholt, so ist es immer erforderlich, den Werksausweis vorzuzeigen.

Die Werksangehörigen werden darauf aufmerksam gemacht, daß der Werksausweis gut aufzuheben ist, damit niemand denselben unberechtigt benutzen kann.

Betriebsrat:

gez. Hans Müller

Sozialamt:

gez. Bertram

Wichtiges in Kürze

Im Saal 1 des Bökerbaues wurde kürzlich eine neue 2,5 cm Karusselldrehbank, Fabrikat Schiess, aufgestellt. Nach dem Justieren der Maschine wird Ende März der erste Probelauf stattfinden, und anschließend werden die Dreharbeiten aufgenommen. Diese Maschine wird zum spanabhebenden Bearbeiten mittelschwerer Gußstücke Verwendung finden. Sie wurde dringend benötigt, da bisher zwischen der 3 m und der 1,5 m Karusselldrehbank unseres Maschinenparks eine Lücke bestand. Unsere Dreher und nicht zuletzt unsere Arbeitsvorbereitung begrüßen daher die Anschaffung dieser hochmodernen Drehbank ganz besonders.

Foto-Klub

Zur Gründung eines Foto-Klubs bittet Herr Heinz Lindenberg, Versuchsanstalt, alle Interessenten, am Montag, dem 14. April 1958, um 19 Uhr, in die Gaststätte Kupper, Am Bahnhof, zu kommen.

Der Ausbau unserer Formerei in Stachelhausen kann nun als abgeschlossen angesehen werden. Nachdem bereits im letzten Jahr die neue Rohstoffhalle im Schiff B/C von der Schmelzerei in Benutzung genommen wurde, und Anfang dieses Jahres auch in der Verlängerung von Schiff A und Schiff 1 durch die Blockgießerei und einige Kleinhandformer die Produktion aufgenommen wurde, haben sich in Verlängerung von Schiff 2/3 zu der einen Großhandformergruppe auch die Kleinhandformer gesellt. Neu ist hier das Abstellen der lufttrocknenden Formen auf Rollenbahnen, ähnlich wie in der Maschinenformerei. Durch die Preßlufthebezeuge, Längs- und Querrollenbahnen, Übersetzhebische und andere Einrichtungen ist nun auch in der Kleinhandformerei eine Mechanisierung vorgenommen worden, von der man sich eine Arbeitserleichterung und höheres Ausbringen verspricht. Das inzwischen schon gewohnt gewordene Bild des dauernden Umbaus wird also demnächst hier verschwunden sein. Die provisorischen Holztrennwände, Hebebäume und Baugerüste sind weg, emsiges Treiben und Gießereirauch erfüllen die neuen Hallen.

Es ist angebracht, die Sandtransportbänder in den beiden letzten Gängen der Formerei Papenberg entweder öfter sauber zu machen und von übergeflossenen Sand zu befreien oder zweckmäßigerweise an den Seiten Bretter oder Bleche anzubringen, damit der Sand den Formern nicht auf die Köpfe fällt.

Am Samstag, den 15. März, haben die Papenberger Former eine Versammlung abgehalten und über aktuelle betriebliche Probleme diskutiert. Näheres darüber unter „und das meint Struppi“.

Die Kernmacherei Papenberg hat bereits im November vergangenen Jahres gemeldet, daß die Abzugsluken geschlossen und eventuell für ein leichtes Öffnen und Schließen eingerichtet werden müssen. Bis heute, es ist mittlerweile Ostern, ist nichts geschehen. Kein Wunder, daß die Frauen, die bei dieser Jahreszeit der kalten Zugluft ausgesetzt sind, krank werden und die Krankenkasse belasten.

Am 20. März besuchte uns eine Gruppe von 25 Unterprimanern aus Westberlin mit ihren Lehrern. Nach technischen Einführungen durch Prof. Dr. Roesch wurden alle Betriebe auf einem Rundgang besichtigt. Das Interesse der Jungen, die etwa 10 Tage im Remscheid der Raum die verschiedensten Betriebe besichtigen (unter anderem auch die Kipper-Brauerei!) war zwar groß, doch wollte offenbar noch keiner Gießereimann werden.

Wohnungstauschwunsch

Folgender Wohnungstauschwunsch ist bei der Wohnungsverwaltung eingegangen, bei der Näheres zu erfahren ist. Geboten werden 2 Zimmer mit Balkon, parterre, Greulingstraße — gesucht werden 2½ bis 3 Zimmer im Altbau, mit oder ohne Bad, im Stadtbezirk.

Kleine Anzeigen

Weißer, tadelloser erhaltener Nickelherd wegen Platzmangel ganz billig abzugeben. Otto Grolewski, Alte Freiheitstraße 2.

Werksangehöriger sucht möbliertes oder Leerzimmer in Remscheid oder Umgebung. Angebote an die Redaktion.

... und das meint Struppi

Liebe Freunde in Betrieben und Büros!

Die Papenberger Former hatten einen Zorn. Nachdem dieser und jener von ihnen hier und dort einen Vorstoß unternommen hatte, um einige Dinge zu beseitigen, die sich im Betrieb eingeschlichen haben und von ihnen beanstandet werden, von der anderen Seite aber noch keine ausreichenden Maßnahmen getroffen worden sind, entschlossen sie sich, nun einmal gemeinsam etwas zu unternehmen. Es war kein Aufstand der Massen, sondern sie kamen ruhig und besonnen zu einer kleinen Versammlung „unter sich“ zusammen, um sachlich die verschiedenen Wünsche und Vorschläge zu diskutieren und diese dann insgesamt vortragen zu können, damit auch insgesamt und nicht verzettelt durchgreifend geholfen werden könne. Es waren 70 Former anwesend und unsere Betriebsratsvorsitzenden sowie ein Vertreter der Gewerkschaften der Ortsverwaltung Remscheid und ein Formermeister aus Papenberg. Leider bin ich selbst durch ein unglückliches Mißverständnis nicht dabei gewesen, aber eine authentische Information gibt mir die Möglichkeit, über das, was bei dieser Zusammenkunft gesprochen wurde, zu berichten und selbst dazu etwas zu sagen.

Es muß ganz besonders anerkennend hervorgehoben werden, daß sich keiner der Former zu Gehässigkeiten, Hetzereien oder persönlichen Angriffen hat hinreißen lassen. Im Gegenteil. Es wurde ausdrücklich betont, daß diese Aussprache nur im Interesse einer guten Zusammenarbeit stattfindet, daß nichts Unmögliches verlangt würde, sondern nur einiges geändert werden müsse, was sich als unzulänglich erwiesen habe und die Produktion und die menschlichen Beziehungen störe.

Die Papenberger Former haben sich über alles, was um sie herum geschieht und sie angeht, Gedanken gemacht und dazu etwas gesagt in einer Weise, die aller Achtung wert ist.

Zuerst war es das Problem des unverschuldeten und verschuldeten Schrotts, zu dessen Bestimmung nach Ansicht der Former noch andere Gesichtspunkte, zum Beispiel der Sand, das jeweilige Eisen, der Arbeitsplatz, herangezogen werden müßten.

Auch die Fehlstücke machen den Formern Sorge. Sie können beim Ausleeren und Abklopfen verursacht werden. Diesen Möglichkeiten sollte größere Aufmerksamkeit ge-

schenkt werden. Es wurde vorgeschlagen, besonders die Ausleerer, die häufig wechseln, besser als bisher auf die verschiedenen Umstände in einer Gießerei aufmerksam zu machen, damit sowohl jeder Lohn- als auch jeder Produktionsverlust vermieden wird.

Ein nächster Wunsch der Former ist, daß bei der Festsetzung der Kastenpreise auch die Schwierigkeiten der Formarbeit und die jeweilige Größe, Anzahl und Art der Kerne berücksichtigt werden.

Zum Schluß dieser mehr technischen Anliegen wurde darüber Klage geführt, daß das Abrechnungsverfahren zu kompliziert sei und dem Former keine Kontrolle gestatte.

Nachdem diese Punkte, die den Hauptteil der Diskussion bildeten, mit erfreulicher Sachlichkeit vorgetragen waren, kamen einige besondere Wünsche zur Sprache.

Zum Beispiel sollte der Unfallgefahr mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Ferner wurde darauf hingewiesen, daß man auch im Betrieb „nett zueinander“ sein könne. Dann wurde bemängelt, daß die Former, die die schwerste Arbeit innerhalb des Werkes zu verrichten hätten, bei Werksverschickungen prozentual zu wenig berücksichtigt würden. Es wäre angebracht, um gerade die Gesundheit und Arbeitskraft der Former zu erhalten und Frühinvalidität zu vermeiden, zusätzlich etwas für sie zu tun, vielleicht durch einen zusätzlichen Urlaub von einer Woche.

Auch das Wohnungsproblem ist angeschnitten worden, und zwar ist unserer Wohnungsverwaltung der Vorwurf gemacht worden, daß sie einem Former, der mit Frau und drei Kindern auf einem Zimmer wohnt, keine größere Wohnung besorge.

Der Vertreter der Gewerkschaften hat dann, nachdem er diese Anliegen der Former gehört hatte, die Bemerkung gemacht, daß nach allem, was der „Struppi“ in der Werkszeitung drucke, es in der BSI kaum unerfüllte Wünsche geben könne, jedoch stehe das, was er eben vernommen habe, in einem gewissen Gegensatz hierzu.

Diese Äußerung gab Veranlassung, von Formerseite kritisch zu erwähnen, daß nicht alles so in die Werkszeitung käme, wie es eingeschickt werde. Der Einsender hätte vor längerer Zeit schonmal die jetzt diskutierten Probleme aufgeschrieben und eingesandt, der Text sei aber geändert worden.

Als Resultat dieser ganzen Aussprache wurde der Beschluß gefaßt, eine Delegation zu wäh-

len, die die besprochenen Wünsche der Papenberger Betriebsleitung vortragen sollte, was inzwischen auch geschehen ist.

Nun will ich selbst noch etwas zu einigen Punkten sagen. Zu den technischen Angelegenheiten kann ich mich nicht äußern, weil ich davon nicht genügend verstehe, aber zu den anderen:

Unfallgefahr und Unfallverhütung. — Dies ist eine allgemeine Angelegenheit, die bekanntlich allen sehr am Herzen liegt. Wie ich zuverlässig erfahren habe, soll in Kürze ein mutmaßlich hauptamtlicher Sicherheitsingenieur seine Tätigkeit aufnehmen. Hierbei würde es sich um einen Mitarbeiter aus unseren Reihen handeln, der die Betriebe kennt, bereits als Unfallobmann gewirkt hat und nun systematisch der Unfallgefahr zu Leibe rücken wird.

Seid nett zueinander. — Anlässlich anderer Ausführungen an dieser Stelle habe ich bereits früher darauf hingewiesen, daß eine Gießerei natürlich kein Tanzsaal ist und sehr zart besaitete Seelen sich hier kaum wohlfühlen werden. Dazu ist die Arbeit zu schwer und das Tempo zu schnell, als daß mit Engelsungen gesprochen werden könnte. Das schließt aber nicht aus, daß man auch hier „nett zueinander“ sein kann. Aus vielen Unterhaltungen mit den Formern und Gießern habe ich entnommen, daß sie dies vermissen. Daraus ist zu erkennen, daß auch der menschliche Kern und nicht nur die Arbeit als Verdienstmöglichkeit eine wesentliche Rolle im Betrieb spielen. Sollten wir diese Tatsache nicht als ein erfreuliches Zeichen für die Einstellung zu der Art der gewünschten Zusammenarbeit werten?

Die Former sagen ganz offen, daß sie ihre Arbeit gern und gewissenhaft tun, daß aber die Vorgesetzten nicht so sparsam mit freundlichen Worten zu sein brauchten, damit nicht das Gefühl aufkomme, daß die Männer an der Maschine, am Fließband oder am Ofen nur Nummern seien. Mit anzumerkender Bitterkeit wird vermerkt, daß es teilweise nicht einmal für notwendig gehalten werde, zu grüßen, wenn man in den Betrieb komme, oder den Gruß zu erwidern, kurz gesagt, daß das menschliche Verhältnis — vielleicht unter der Wirkung des großen Tempos der Arbeit — gelitten habe. Die schönen Sprüche, so konnte ich hören, die von den Plakaten darauf hinwiesen, sollten doch mehr befolgt werden. Es werde vergessen, daß zu

einem guten Betriebsklima nicht nur nützliche Anweisungen sondern auch Lob und gute Worte gehören.

Wir haben in unserer Werkszeitung schon oft auf die enorme Wichtigkeit eines guten menschlichen Verhältnisses im Betrieb aufmerksam gemacht. Nichts ist schlimmer als ein Verhalten oder ein Ton, der im anderen den Verdacht aufkommen läßt, daß er nichts anderes darstellt als eine Arbeitskraft ohne Seele.

Es liegt zwar in der Entwicklung der letzten Jahre, daß sich die Menschen immer weiter voneinander entfernen, und die Gefahr dazu ist in einem Großbetrieb noch größer als anderswo, aber gerade deshalb sollten wir uns alle immer wieder mit dieser Angelegenheit beschäftigen. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als uns täglich, ja stündlich, immer wieder zu sagen: es sind alle Menschen, die hier arbeiten, genau wie wir; sie brauchen das menschliche Verständnis, die Anerkennung als Menschen, das gute Wort, mit dem man schließlich alles, aber auch alles, erreichen und glätten kann. Es wird gerade darüber soviel geschrieben, aber wir beherzigen es zuwenig.

Dabei darf keineswegs verkannt werden, daß die leitenden Mitarbeiter tagtäglich vor einer ungeheuren Fülle von Aufgaben und Entscheidungen stehen, deren Bewältigung einem oft genug menschenunmöglich erscheint. Die Produktion aber geht weiter — unbarmherzig —, weil die Erzeugnisse verkauft werden müssen und Geld hereinkommen muß, damit alle ihren Lohn erhalten.

Trotzdem müssen wir uns mit diesen Fragen des menschlichen Verhältnisses im Betrieb beschäftigen, diesbezügliche Ratschläge beachten, uns ständig kontrollieren und auch auf diesem Gebiet immer wieder lernen.

Der Vorwurf gegen die Wohnungsverwaltung. — Nach der Auskunft, die ich eingeholt habe, ist dem betreffenden Arbeitskameraden eine schöne, sehr saubere und geräumige 3-Zimmer-Wohnung am 30. 8. 1957 in der Wohlfahrtstraße angeboten worden, die er abgelehnt hat. Die Ablehnung erfolgte, weil ihm die Lage der Wohnung an der Wohlfahrtstraße nicht zusagte. Das ist nicht zu begreifen. Es muß also angenommen werden, daß er keine größere Wohnung haben oder sich selbst eine beschaffen will. Der Wohnungsverwaltung und -kommission, in der bekanntlich auch Betriebsratsmitglieder vertreten

sind, kann man wohl keinen Vorwurf machen, daß dieser Former noch immer auf einem Zimmer haust.

Die Äußerung des Vertreters der Gewerkschaften. – Wer die Arbeit der Redaktion kennt, weiß, daß sie so manches sogenannte „heiße Eisen“, an das sich sonst niemand heranwagte, angefaßt und zur befriedigenden Erledigung geführt hat. Allerdings sind gerade den Werkszeitungen ganz natürliche Grenzen gesetzt, die im Interesse aller, ich sage ausdrücklich aller, auch bei größter Zivilkourage nicht überschritten werden können.

Die Kritik des Formers an der Behandlung seiner Einsendung. – Was er dazu gesagt hat, das stimmt und hat auch seine Gründe gehabt, die mit ihm damals besprochen worden sind, allerdings mit dem Versprechen, daß mit ihm an Ort und Stelle die Mängel besichtigt werden sollten, um ein klares Bild zu erhalten. Das ist leider ausgeblieben und hat erklärlicherweise ein gewisses Gefühl der Unzufriedenheit hervorgerufen.

Der Text der Einsendung ist damals von technischer Seite geändert worden in der wohlmeinenden Absicht und aus der Überlegung heraus, daß durch positive Hinweise für die Beseitigung von Mängeln ein größerer Erfolg erreicht werden könne als durch eine nüchterne Aufzählung der Beanstandungen.

Nun wird auch an die Lösung der in dem Eingesandt angeschnittenen Fragen herangegangen werden.

Nach allem, was ich gehört habe, muß man es den Papenberger Formern bescheinigen, daß sie ehrlich bemüht sind mitzuhelfen, das zu ändern, was verbesserungsbedürftig ist, und ich glaube, daß es gut war, daß diese nun mal vorhanden gewesene Spannung sich auf so einfache und ruhige Weise gelöst hat, so daß bei niemandem ein Stachel zurückbleiben konnte, vielmehr mit vereinter Kraft die einzelnen Anliegen zum Guten für alle erledigt werden können.

In diesem Sinne wünscht Euch allen ein schönes Osterfest und grüßt Euch alle recht herzlich

Euer *Struppi*

Jubilarteiler



In der Temperei Papenberg

von links nach rechts: Max Pallokat, Albert Duhn, Franz Schmeiter, Frau Johanne Pieper, Adolf Flach, der Jubilar Rudolf Pieper (25 Jahre Mitarbeit), Josef Meyer, Ernst Allmeroth, Jakob Nothelfer, Paul Blank

Die Gewinderohrverbindung mit Tempergußfittings

O. J. SCHLEIMER

III



Montagemethoden

Die Anwendungsgebiete der Rohrleitungen mit Gewinderohren und Fittings liegen im Haus- und Wohnungsbau, im Schiffs- und Maschinenbau sowie in der chemischen Industrie. In der Hausinstallation wurden diese Rohrleitungen in den Anfängen der Installationstechnik auf den Wänden verlegt und daran mit Rohrschellen befestigt; sie wurden bei Decken- und Wanddurchbrüchen mit Hilfe von Rohrhülsen hindurchgeführt. Es war notwendig, jedes einzelne Maß in den Räumen wegen der großen Maßunterschiede des Mauerwerks aufzunehmen, die einzelnen Rohrabschnitte hiernach abzumessen und anzupassen, damit die „auf dem Putz“

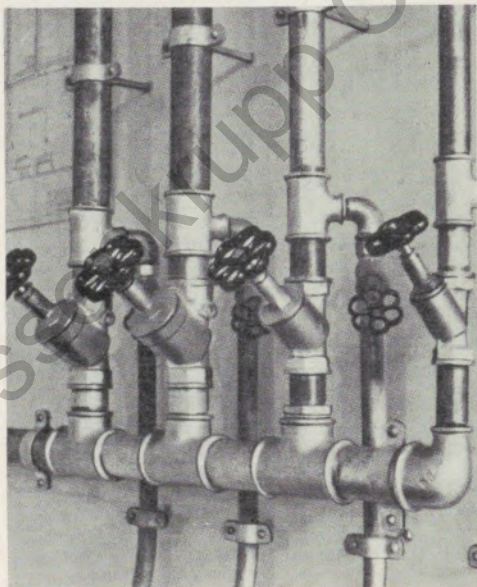


Bild 1 Verteilerbatterie für Wasserleitung „auf der Wand verlegt“ mit Rohrschellen

(Bild 1) verlegten Leitungen ein ordentliches Ansehen erhielten. Es war ein umständliches Verfahren, weil das Aufnehmen der Maße und die Anpaßarbeit zeitraubend und damit kostspielig waren. Eine gewisse Verbesserung bestand darin, die Rohrleitungen „unter Putz“, dh in vorher geschlagene Mauerschlitze einzulassen, wodurch eine gewisse Beschleunigung in der Verlegungsmethode eintrat. Diese Arbeitsweise blieb aber noch immer unbefriedigend, weil die Festlegung der Abmessungen einzelner Rohrstränge und die Anpaßarbeit auf dem Bau nicht vermieden werden konnten (Bild 2).

Es wurden daher Installationswände entwickelt, welche die Gas- und Wasseranschlüsse für Küche und Bad enthielten und auf der Baustelle an den vorbereiteten Rohrsteigeleitungen angeschlossen wurden und wenig Montagearbeiten verursachten. Diese Installationswände bzw Installationszellen wurden in den gleichartigen Wohnungen in ein- oder mehrgeschossigen Reihenhäusern der großen Siedlungsbauvorhaben installiert. Die

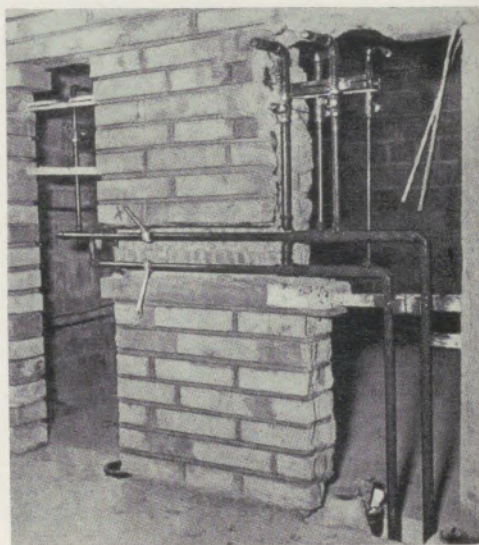


Bild 2 Einbau von Rohren für Kalt- und Warmwasserleitung „unter Putz verlegt“

Gas- und Wasserzuleitungen sind hier immer an den gleichen Wänden der Wohnungen angeordnet. Die Kosten der Installationswände waren trotz serienmäßiger Anfertigung in der Werkstatt nicht niedriger, doch ging der Einbau dieser vorgefertigten Bauelemente schneller als die bisherige Verlegung einzelner Rohrleitungen vor sich. Nachteile sind darin, daß selbst bei einer sorgfältigen Vorplanung Schwierigkeiten in der endgültigen Montage nicht zu vermeiden waren und bei späteren Störungen die ganzen Wände aufgerissen werden mußten. Da durch die Anordnung dieser Installationszellen innerhalb eines Wohnblocks eine unerwünschte Gleichförmigkeit der sanitären Anlagen nicht zu vermeiden und andererseits die Kostenersparnis, verglichen mit den Gesamtbaukosten, unerheblich waren, wurde die Anwendung der Installationswände immer geringer, so daß sie heute noch kaum hergestellt und montiert werden.

In den industriellen Anwendungsgebieten und im Schiffsbau war es sehr naheliegend, die allgemeinen Konstruktionsmethoden auch auf das Rohrleitungssystem, zB für die hydraulischen Steuerungen, Kühlwasserversorgung, Fortleitung von Gasen, Dämpfen und Flüssigkeiten zu übertragen und damit die werkstattgerechten Vorbedingungen für eine spätere Rohrmontage zu erfüllen. Die guten Erfahrungen mit den ins einzelne gehenden konstruktiven Durchbildungen von Rohrleitungen führten sehr bald zu einer unterteilten Fertigung. Die Rohrabschnitte wurden in der Werkstatt maßgerecht hergestellt und an den Maschinen und Apparaten später zu einem Rohrleitungssystem zusammengeschraubt (Bild 3).

Die nach diesem Verfahren hergestellten Rohrleitungen ergaben eine Beschleunigung der Montage und damit eine Verbilligung der Kosten. Es schien daher nur eine Frage der Zeit zu sein, daß diese Methoden auch auf die Installation haustechnischer Anlagen übertragen werden könnten. In Amerika war es seit langem üblich, Rohrleitungspläne für den Hausbau soweit auszuarbeiten, daß jedes Rohr nach Durchmesser und Länge eingetragen und die beste Rohrverbindung vorgeschrieben werden konnte. Für den Bau von Hochhäusern gab es keine andere

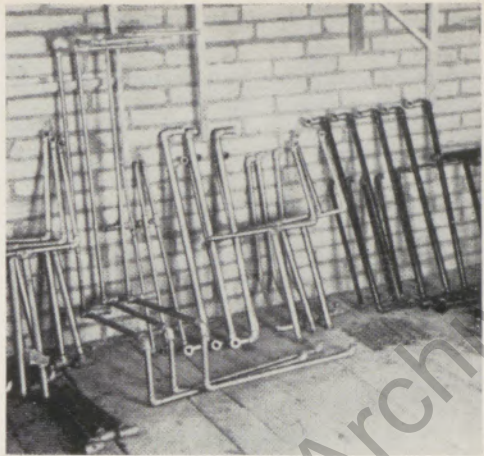


Bild 3 Vorgefertigte Rohrleitungen

Möglichkeit, als eine ins Detail gehende Vorplanung aufzustellen. Die gleiche Voraussetzung mußte beim Serienbau vorgefertigter Einzelhäuser erfolgen. Dieses Verfahren braucht jedoch noch eine recht lange Zeit, um in der normalen Hausinstallation in Europa eingeführt zu werden.



Bild 4 Werkstattarbeit mit verbesserten Einrichtungen

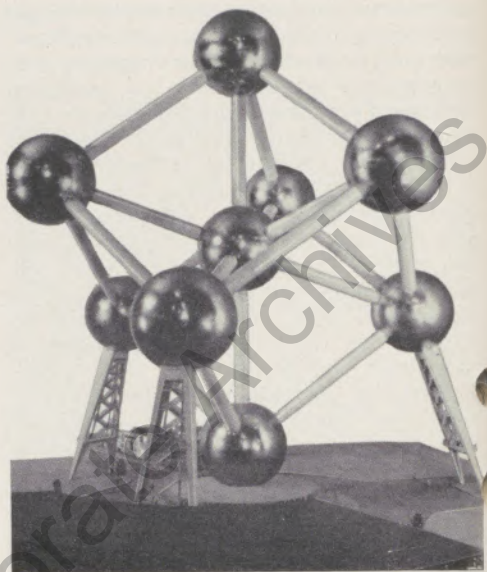
Die Aufgabenstellung ist hier etwas umfangreicher und schwieriger, da eine Beschleunigung und Verbilligung der haustechnischen Anlagen nicht allein durch die Unterteilung von Arbeiten in der Werkstatt und an der Baustelle (Bild 4), sondern auch durch den Einsatz verbesserter Gewindeschneidmaschinen und Vorrichtungen gelöst werden mußte.

(Fortsetzung folgt)

Weltausstellung

Brüssel

1958



Das größte Ereignis dieses Jahres ist die „Weltausstellung Brüssel 1958“, die am 17. April 1958 feierlich eröffnet wird und bis zum 19. Oktober dauert. Sie steht unter dem Motto „Verständigung der Völker“ und soll den Fortschritt der Welt auf kulturellem, wirtschaftlichem und technischem Gebiet dokumentieren. Im Mittelpunkt steht der Mensch und seine Leistungen. 51 Länder und acht internationale Organisationen beteiligen sich an dieser gigantischen Schau, die wohl alles in den Schatten stellen wird, was bisher in dieser Beziehung veranstaltet worden ist.

Das Ausstellungsgelände liegt im Park von Heysel, vor den Toren Brüssels, in nächster Nähe des belgischen Königsschlusses Laeken. Das Ausstellungsgelände selbst umfaßt ohne die vielen Parkplätze 200 ha. Jede der 51 ausstellenden Nationen wird einen Gesamtüberblick über ihr Schaffen geben.

Es sind keine Kosten gescheut worden, um einen möglichst guten Eindruck zu hinterlassen. Bau und Ausstattung des Pavillons der USA kosten zum Beispiel 80 Millionen DM. Die Bundesrepublik hat 23 Millionen DM angelegt, Frankreich und Eng-

land je 25 Millionen DM. Den Aufwand Rußlands schätzt man auf 160 Millionen DM. Belgien als Gastgeber trägt mit 3 Milliarden DM die Hauptlast.

In großzügigster Weise ist das Verkehrsproblem gelöst worden. Eine zentrale Verkehrsstelle mit Radioverbindung und Hubschraubern und Polizeiwagen wird den Verkehr regeln. Ein neuer Flugplatz wird eröffnet. Ein Hubschrauberlandeplatz liegt innerhalb des Ausstellungsgeländes.

Insgesamt werden 35 Millionen Besucher erwartet. Für 60 000 Personenkraftwagen sind Parkplätze angelegt. Die Straßen des Ausstellungsgeländes sind 25 km lang.

Das Ausstellungsquartierbüro mit seinen vielen Quartiervermittlungsstellen wird mit modernsten Elektronengehirnen in 90 Sekunden jedem Besucher seinen Quartierschein beschaffen. Brüssel verfügt für die Ausstellung über 12 000 zusätzliche Schlafgelegenheiten, über Campingplätze und Jugendherbergen sowie über zwei Motels mit allem Komfort für je 9000 Gäste.

Die Pavillons der einzelnen Nationen sind waghalsige Konstruktionen mit neuen Ausdrucksformen und neuesten Techniken.

Die modernsten Bauten sind die Pavillons Frankreichs und Englands. Der berühmte Baumeister Le Corbusier hat einen Pavillon für den Philips-Konzern entworfen, in dem elektronische Musik und nie gesehene Lichteffekte zu bewundern sind. Amerika hat in Brüssel den größten Rundbau der Welt errichtet mit 110 m Durchmesser und 30 m Höhe ohne innere Stützsäulen. Die Bundesrepublik hat acht Pavillons, vier große und vier kleine, auf einem Gelände von 18 000 qm in eine Baumgruppe eingeordnet, von der kein einziger Baum entfernt werden durfte. Neben den nationalen und internationalen Ausstellungen auf allen Gebieten, Atomschau, Diamantenschau, Blumenschau mit zwei Millionen verschiedenen Pflanzen, stellt die Kunstschau eine Einmaligkeit dar.

Sämtliche Museen der Welt, auch Rußlands, werden ihre wertvollsten Gemälde der Weltausstellung leihen. Nicht fehlen wird ein großer Vergnügungspark neben „Brüssel 1900“, einer getreuen Wieder-

gabe einer belgischen Kleinstadt um die Jahrhundertwende.

Die Krönung der Weltausstellung wird das „Atomium“ sein (siehe Bild) mit einer Höhe von 110 m. Es besteht aus neun Kugeln von je 18 m Durchmesser, die untereinander durch 3 m breite Rohre verbunden sind. Das Atomium symbolisiert ein metallisches Elementarkristall; die neun Kugeln stellen die neun Atome eines Kristalls dar. Alle neun Kugeln und die Verbindungen sind zugänglich. In der Mittelsäule läuft ein Fahrstuhl in die Spitzenkugel; durch die unteren Kugeln laufen Rolltreppen. In den einzelnen Kugeln sind Ausstellungen über die friedliche Verwendung der Atomenergie untergebracht. Ein langsam fahrender Panorama-Zug gibt den Besuchern einen zusammenfassenden Überblick über die ganze Ausstellung.

Die Reisegesellschaften haben bereits begonnen, Gesellschaftsreisen zu günstigen Preisen zu der Weltausstellung auszusprechen.

Der deutsche Pavillon



Wir und der deutsche Osten

Danzig — Lebensbild einer Stadt

Über das Wesen dieser deutschen Stadt an der Weichselmündung zu schreiben, ist nicht nur ein dankbares, sondern auch in hohem Maße schwieriges Unterfangen. Womit soll man beginnen — mit der wechselvollen Geschichte, der formstrengen Architektur Danziger Kirchen und Profanbauten, der Lage und Gliederung des Stadtbildes, der Vielgestalt ihrer einzigartigen Landschaft, oder sollte man versuchen, den seltsamen Zauber in Worte zu fassen, der über dieser alten Stadt am Meer lag?

Es ist schon vieles über Danzig geschrieben worden, so daß man der eigenen Schilderung wohl kaum Neues hinzufügen kann.

Das alte Europa zählt viele berühmte Städte, deren Namen durch die Geschichte leuchten, deren architektonische Schönheit sprichwörtlich ist, deren Bauten von der Größe und dem Glanze vergangener Epochen künden. Danzig gehörte zu diesen Städten. In ihr verband sich die geschichtliche Größe einer stolzen Vergangenheit mit den lebendigen Impulsen der einheimischen Bevölkerung auf das innigste.

Immer wieder im Laufe ihrer Geschichte erbebt Danzig unter den Schlägen eines unbarmherzigen Geschickes, aber immer wieder entstieg die geschlagene Stadt in neuer Schönheit und Kraft der Asche des Verderbens und wandte ihr Antlitz der Sonne zu.

Von der alten Gotenfeste Gothiscandza der Bronzezeit über die Fischersiedlung Giddanitz nach der Völkerwanderung um

das Jahr 400 nach Christi bis zur Hansestadt mit lübischem Recht im 12. Jahrhundert, spannt sich der Bogen der Geschichte dieser Stadt, die von ihren Anfängen bis zum Jahre 1945 ein Bollwerk und Eckpfeiler des Deutschtums im Ost- raume war.

Wer mit wachen Sinnen und sehenden Auges durch die schmalen, beischlaggeschmückten Gassen schritt, vorbei an den goldverzierten Giebelhäusern, den jahrhundertealten ehrwürdigen Kirchen und Kapellen, den trotzigen, mit Wappen und Ornamenten reich geschmückten Wehrtürmen und Toren, der erlebte die harte und stolze Geschichte Danzigs auf Schritt und Tritt. Diese Bauwerke waren und sind auch heute noch die stummen, aber beredten Künder einer deutschen Vergangenheit.

Inmitten des Häusergewirrs erhob sich der Dom von St. Marien. Mit unerhörter Wucht strebten die starken Backsteinmauern empor, als wüchsen sie aus dem Boden heraus. Wie eine trotzigste Faust reckte sich der stumpfe, gedrungene Turm zum Himmel, fordernd und gebieterisch. Schlicht und klar gegliedert, voll Einfachheit in der Linienführung und doch kraftvoll in ihrer äußeren Gestaltung, stand diese fünftgrößte Kirche der Welt vor dem Beschauer. Viele Generationen in drei Jahrhunderten haben an diesem Gotteshause gebaut und mit diesem gotischen Bauwerk ihrer tiefen Gläubigkeit sinnfälligen Ausdruck gegeben.

Im Innern barg die Marienkirche reiche und wertvolle Kunstschatze, darunter den kostbaren Paramentenschatz und Mem-

lings „Jüngstes Gericht“. Von der Decke hingen die alten Ordensfahnen herab, die dem Deutschen Ritterorden in der Schlacht von Tannenberg im Jahre 1410 vorangeweht hatten. Sie und das berühmte Altarbild „Das jüngste Gericht“ befinden sich heute in einem Leningrader Museum, während der Paramentenschatz in Wiesbaden untergebracht ist. Unter den Steinquadern dieser Kirche lagen die Gebeine unzähliger Danziger Bürgermeister und Patrizier.

Wie eine Kathedrale wirkte das Rechtstädtische Rathaus, an der Nahtstelle Langgasse — Langer Markt. Den Turm schmückte eine Helmkrone, deren filigranartiger Bau fast spielerisch in den Himmel strebte. Von der Spitze des Turmnaufes schaute der „güldene Kerl“ mit der Fahne in der Hand auf das Leben und Treiben dieser betriebsamen Stadt herab.

Eines der typischsten Wahrzeichen Danzigs war unbestritten das weltberühmte

Krantor, dessen strenger, eigenartiger Stil einmalig in der Baugeschichte ist. Wie eine Burganlage, wuchtig und machtvoll, mit einem scharfkantigen, hochgezogenen Giebel zwischen zwei Wehrtürmen, ragte es über der Häuserzeile der Langen Brücke an der Mottlau, ein Symbol han-sischen Geistes. Im Mittelalter setzte man mit Hilfe des Krantores die Masten in die Koggen ein, die auf dem Werftgelände von Strohdeich und Holm gebaut wurden. Immer wieder wurde das möwenumflatterte Krantor von namhaften Künstlern im Bilde festgehalten.

Ein fast unverfälschtes Bild des alten Danzig boten die Brodbänkengasse, die Frauengasse und die Jopengasse mit ihren Beischlägen und reich verzierten Giebelhäusern. In diesen Gassen webten die Geister der Vergangenheit und ließen die alten Sagen lebendig werden.

Ein dankbares Motiv ist die Radaune an der Großen Mühle, hinter der sich die



Katharinenkirche erhob, deren Glockenspiel melodisch durch den Äther klang. Majestätisch ruderten die Schwäne an den herabhängenden Zweigen der Weiden vorbei. Hier klang der Lärm der Großstadt nur gedämpft herüber. Die Hast und die Unruhe des Tages verebbten angesichts dieser kleinen friedlichen Welt an der Großen Mühle. Im Bannkreise dieses verträumten Winkels wurde die unruhige Seele still und ausgeglichen.

In den Docks und Hellingen der großen Werften auf dem Holm aber erklang Tag und Nacht der erregende Rhythmus der Arbeit. Schiffsrümpfe wuchsen unter den Kränen der Hellinge empor. Hunderte von fleißigen Werkleuten schafften unermüdlich an der Fertigstellung der Hochseeschiffe. Unaufhörlich lohten die Feuer der Feldschmieden, knatterten die Niethämmer, zischten die Schweißbrenner. In glühenden Kaskaden sprühten die Funken in die dunklen Fluten der Weichsel. Hier schlug das werktätige Herz Danzigs. Hier pulsierte der Strom der Arbeit, wirklichkeitsnah und zukunftsfruchtig.

Die Technische Hochschule in Danzig schuf die Grundlagen und Erkenntnisse auf dem Gebiete des Schiffsbauwesens und der Schiffsantriebe und strahlte weit in den baltischen Raum ihren Einfluß aus.

Seit eh und je war Danzig als bedeutender Hafen und Umschlagplatz bekannt. Als Mitglied der Hanse hatte es eine entscheidende Geltung in der Ostsee und war ein mächtiger Faktor in Nordosteuropa.

Von der Höhe des Bischofsberges konnte man das Gesamtbild dieser Stadt in ihrer ganzen Schönheit und harmonischen Geschlossenheit überschauen. Wie ein Edelstein in einer edlen Fassung, so lag sie eingebettet in einer abwechslungsreichen Landschaft. Wogende Kornfelder und saftige Wiesen, dunkle Wälder und reizvolle Höhen wechselten mit Seen und Dünen, Haß und Nehrung in buntem Reigen.

Danzig — das war Meeresrauschen und Glockenklang, Turm und Beischlag, Märchen und Wirklichkeit.

Noch immer rauscht das Meer sein altes Lied, segeln die Möwen über die Fluten der Mottlau und Weichsel dahin. Noch immer dehnt sich ein heller Strand längs der Küste der Danziger Bucht, umsäumt

von Föhren und Dünen — aber die Stadt, so wie sie die einheimische Bevölkerung gekannt und geliebt hat, ist nicht mehr. Zwar steht sie noch als Torso an der Weichselmündung — aber jeder Stein ist eine stumme Anklage, jedoch auch der Kündiger einer historischen Vergangenheit, die sich nicht verfälschen läßt.

Werner H. Gaper

1. Schallplattenabend

Am Dienstag, den 8. April 1958, Beginn 19 Uhr, findet der 1. Schallplattenabend im Hause der Gesellschaft „Concordia“, Brüderstraße 56, statt.

Dieser Abend leitet eine Reihe von Veranstaltungen ein, die unsere Musikfreunde und Schallplattenliebhaber in das Repertoire der Schallplattenindustrie einführen und ihnen Anleitungen geben will, wie man Schallplatten richtig hört und methodisch sammelt. Dabei werden auch Fragen nach den technischen Einzelheiten der Schallplatte, wie Herstellung, Beschriftungsverfahren, Wiedergabe, Pflege und Aufbewahrung, eingehend beantwortet. Die Musik selbst aber soll den Hauptteil dieser Abende bilden. Wichtige musikalische Werke werden in Erinnerung und gute neue Aufnahmen unter Berücksichtigung künstlerischer Qualität zu Gehör gebracht. Ein Streifzug durch die wichtigsten Epochen der musikalischen Literatur soll als Leitfaden dienen. Es ist beabsichtigt, jeweils vierzehntägig einen Abend für die Freunde der klassischen Musik und der leichten Unterhaltungsmusik und, wenn genügend Teilnehmer sind, auch einen Abend für die Schlagerfreunde zu veranstalten. Eintrittsgeld wird nicht erhoben. Interessenten werden gebeten, sich zur Feststellung der Teilnehmerzahl bei Herrn Reinhard Thom, Versuchsanstalt, durch Anruf oder einen Zettel mit Namen und Betrieb zu melden.

Vorratskauf - ja oder nein?

Mit Interesse lasen wir vor einigen Tagen von der Eröffnung eines Super-Wochenmarktes in einem Vorort von Köln. Einzelkäufe der Hausfrauen von über 100 DM seien dort keine Seltenheit. Der Kundenparkplatz werde wöchentlich von 1500 Autos in Anspruch genommen. Man will also die Hausfrauen dazu anregen, ihre Einkäufe für den täglichen Tisch im großen zu tätigen. Wie stehen wir Frauen nun im allgemeinen zu dieser Frage? Es gibt da viele Für und Wider.

Erst einmal: wenn die Geschäfte von unseren Wohnungen schwer zu erreichen sind, müssen wir uns sowieso eines Verkehrsmittels bedienen; dann wird es sich stets lohnen, für eine ganze Woche einzukaufen, sonst kann es vorkommen, daß uns irgend etwas fehlt und wir uns nicht in der Lage sehen, es schnell zu erhalten. Da uns ein eigener Wagen zum Einkauf wohl in den seltensten Fällen zur Verfügung steht, kann es natürlich auch vorkommen, daß wir, um das lästige Tragen zu vermeiden, doch lieber zweimal in der Woche unsere Besorgungen machen. Viele Geschäfte sind auch dazu übergegangen, bei Dauerkunden die Waren ins Haus zu liefern. Manchmal verteuert eine solche Lieferung allerdings durch die Trinkgelder, die man dem Fahrer oder dem Austräger gibt, den Einkauf.

Dann ist die Vorratshaltung selbst: in der Zeit der Kühlschränke ist das Aufbewahren verderblicher Lebensmittel an sich keine Schwierigkeit mehr. Butter, Käse, Eier, Wurst, auch Gemüse und Obst, halten sich eine Woche unter leichter Kühlung gut. Für alle anderen Lebensmittel, wie Zucker, Mehl, Reis, Nudeln, Hülsenfrüchte, Kaffee, Kakao usw., gibt es heute zum Beispiel bei Kaffeesendungen (die wir ja in der letzten Zeit sehr häufig direkt von der Großrösterei beziehen) die sehr praktischen, sehr sauberen Klarsichtdosen, die nebenbei auch in jedem Haushaltswarengeschäft für billiges Geld zu haben sind. Wir haben keine Last mehr mit den Tüten, deren gleichförmiges Äußere nichts über ihren Inhalt verrät und die zudem noch leicht reißen. Wenn wir beim nächsten Hausputz in unserem Küchenschrank mal

gründlich aufräumen und uns von mancher nicht mehr benutzten Kuchenform, von Gläsern und Büchsen trennen, dann ergibt sich dort der Raum zur Unterbringung dieser Klarsichtdosen, deren Anblick schon allein, wenn sie gefüllt sind, das Herz jeder Hausfrau höher schlagen läßt.

Das richtige Einkaufen ist natürlich auch eine Frage der Einteilung, wenn zum Beispiel mit einem Wochenverdienst gerechnet werden muß. Es wird dann nicht immer leicht sein, neben den Rücklagen für Miete, Heizung und Beleuchtung, für Kleidung, Schuhwerk und notwendige Reparaturen auch noch für eine ganze Woche einzukaufen. Aber ich bin der Meinung, daß es auch in solchen Fällen, wenn auch schwer, so doch besser ist, gleich einzuteilen und einzukaufen, was man für die Woche braucht. Ist dann nämlich erst einmal eine Lücke eingetreten — man hat etwas auf Anschreiben geholt oder gar sich etwas von der Nachbarin geborgt —, dann ist das Aufholen sehr schwierig.

Ich habe vor Jahren eine Nachbarin kennengelernt, die nie etwas im Hause hatte. Der Mann verdiente nicht schlecht, aber zum Wochenende kam sie prompt, um sich ungefähr alles, vom Schnürsenkel und Nähgarn über Eier, Backpulver, Mehl, Zwiebeln, Zucker bis zum Fleischhacker bei mir auszuborgen. Wiedergesehen habe ich außer dem Hacker, der mir dann natürlich auch nur unter Murren wiedergegeben wurde, da „sie ihn gerade selbst“ brauchte, nichts von all den guten Dingen.

Für die nichtberufstätige Frau dient natürlich das tägliche Einkaufen dazu, sich stets danach umsehen zu können, wo sie am preiswertesten und das Frischeste kauft. Sie verzichtet darauf, Büchsenmilch zu verbrauchen, wenn sie täglich frische Milch haben kann. Sie wird sich ihr Gemüse und Obst und ebenso die Eier stets dort kaufen, wo sie am billigsten und frischesten sind. Trotzdem wird sie dafür sorgen, daß sie von allem einen Vorrat von jenen Lebensmitteln hat, die sie am häufigsten benötigt, so daß sie nicht nach jedem Pfund Salz, nach jedem Bläschen Pfeffer extra laufen muß. Vorrat also schon — wenn auch nicht unbedingt an jenen Dingen, die wir lieber frisch genießen sollen. cg

Jubilarfeiern



In der Schmelzerei Stachelhausen

von links nach rechts: Hermann Schmitz, Walter Mäddgenberg, Paul Schulz, Fritz Rubensdörffer, Frau Langenberg, Willi Schwarz, der Jubilar Ewald Langenberg (25 Jahre Mitarbeit), Ernst Wolf, Karl Neff, Hans Müller



Im Werk Julius Lindenberg

von links nach rechts: Wilhelm Strohn, Gustav Gah, Hans Schäfer, Andreas Pflüger, der Jubilar Fritz Schäfer (25 Jahre Mitarbeit), Wilhelm Albers, Gerda Simmat, geb. Schäfer, Richard von der Mühlen, Walter Knappe, Rudi Röber

Musik von Schallplatten

Wolfgang Amadeus Mozart

Konzert für Klarinette und Orchester Quintett für Klarinette und Streicher

Mozart hat eine Reihe Konzerte für Blasinstrumente geschrieben, die ohne Zweifel zu den schönsten ihrer Gattung gezählt werden müssen. Ganz besonders das Klarinetten-Konzert in A-dur ist eine erlesene Kostbarkeit. Es zeigt die bewundernswerten Fähigkeiten Mozarts, die Klarinette nach ihrem Charakter und ihren Möglichkeiten besonders eindrucksvoll aufklingen zu lassen. Das gleiche kann auch von seinem Klarinetten-Quintett in A-dur gesagt werden, das ebenfalls den Reiz und den Klang dieses Instrumentes hervorhebt. Jedoch tritt hier die Klarinette öfter in den Hintergrund und läßt sich in immer ergänzender Harmonie von den Streichern umspielen. Zu diesen zwei grandiosen Werken, die wir auf dieser Platte vorfinden, kommt noch eine weitere Überraschung. Der besondere Clou ist, daß die beiden Kompositionen von keinem geringeren als dem Klarinettenisten Benny Goodman gespielt werden. Jawohl, Sie haben richtig gelesen: Benny Goodman bläst auf seiner Klarinette Kompositionen von Mozart. Im Juli 1956 wurde diese hervorragende Aufnahme während des Berkshire Festival eingespielt, und in der Tat, die vorliegende Platte beweist das, was die Amerikaner seit 20 Jahren wissen, daß nämlich Benny Goodman, der bedeutendste Jazz-Klarinetist Amerikas, auch die Meisterwerke der Klassik vorbildlich beherrscht.

(RCA 33 UpM LM-2073)

Peter I. Tschaikowsky

Symphonie Nr. VI h-moll, op. 74 „Pathétique“

Den Weiterfolg seines letzten Orchesterwerkes, der „Pathétique“, hat Peter Tschaikowsky nicht mehr erlebt. Er selbst hat diese Symphonie sein bestes und aufrichtigstes Werk genannt. Trotz einer kläglichen Uraufführung ließ er sich nicht beirren. Schon damals wußte er genau, welche Bedeutung gerade diese Komposition für die Beurteilung seiner Lebensarbeit haben würde. In jeder Note der Symphonie spürt man die Leidenschaft und die Fülle subjektiver Gefühlsregung. So wurde sie das künstlerische Vermächtnis eines schöpferischen Geistes, dessen Musik sich noch heute beim Publikum besonderer Gunst erfreut. Tschaikowsky's „Sechste“ ist die zu Musikalität gewordene Rückschau auf sein eigenes irdisches Dasein und als seine letzte Komposition auch ein ahnender Abschied vom Leben. Im Aufbau ist die klassische Viersätzigkeit beibehalten worden, jedoch fallen einige kompositorische Besonderheiten auf. Der erste Satz ist ein Tongemälde von faszinierender Wirkung. Dagegen tragen die beiden folgenden Sätze episodischen Charakter. Im zweiten Satz finden wir übrigens den in der symphonischen Literatur selten vorkommenden $\frac{3}{4}$ Takt. Der dritte Satz ist ein Griff ins volle Leben. Wenn man den vierten Satz gehört hat, kennt man auch die dunklen Seiten des Lebens, die Tschaikowsky so wunderbar in Musik zu setzen verstand. Mag auch die Partitur nicht so schwierig sein, so steht das Bostoner Symphonie-Orchester dennoch vor einer vielschichtigen Aufgabe, die es unter Pierre Monteux glänzend zu lösen vermag.

(RCA 33 UpM LM-1901-A)

„Bei uns derheeme“

Heimatland Schlesien

In einigen unserer Schallplattenfreunde wird diese Platte wehmütige Erinnerungen wachrufen. Dennoch wurde sie ausgewählt, um bekanntes schlesisches Lied- und Gedichtgut nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, und um zu zeigen, wie groß die Verbundenheit der Menschen mit ihrer Heimat im

Osten war, noch ist und ewig sein wird. Es wird dem Zuhörer ganz traurig ums Herz, wenn er am Anfang der Aufnahme das wuchtige Geläute des Breslauer Domes vernimmt. Ebenso traurig werden ihn das Gedicht „Wer die Heimat hat verloren“ sowie das Heimatlied aus dem Riesengebirge stimmen. Aber schon nach dem Lied „Und in dem Schneegebirge“ zeigt sich der urwüchsige Humor des schlesischen Menschen in den Liedern „Der Bauernhimmel“, „Wenn mer sünftich ei de Kerche gihn“ und „In das Himmelloch hinein“. (In echter Mundart). Noch einmal erklingt zum Schluß die Sehnsucht nach der Heimat in dem Gedicht von Eichendorff „An meinen Bruder“ und in den bekannten Strophen „Wir sehen uns wieder, mein Schlesierland“. Das Glockengeläut der kleinen Kirche in Wang umrahmt den zweiten Teil dieser Platte. (Philips 33 UpM N 00 990 R)

Das Hamburger Hafenkonzert

Zu den beliebtesten Sonntagsmorgensendungen unserer Rundfunkstationen gehört das „Hamburger Hafenkonzert“. Obwohl diese Sendung schon in aller Frühe ausgestrahlt wird, hat sie eine besonders große Zahl begeisterter Zuhörer. Dies veranlaßte Polydor, aus den Hafenkonzerten Ausschnitte aufzunehmen und als 25-cm-Platte in den Handel zu bringen. Selbstverständlich sind alle bekannten und beliebten Hafenkonzertkünstler dabei: Richard Germer, Jan Behrens, Guschi Rieck, Rudolf Claus und Frido Grotthey, eine Pankokenkapelle sowie das große Hafenkonzertorchester unter Leitung von Hans Freese. Wie in der Sendung, so beginnt auch die Platte mit dem Glockengeläut vom Hamburger Michel. Der Choral ist ebenso vorhanden wie das Tuten der Dampfer — und dann geht es gleich mit Tschingdera und Paukenschlag hinein ins Programm. Damit ist Ihnen nun der Vorteil gegeben, daß Sie sich auch zu anderen Zeiten Ihr eigenes Hafenkonzert geben können. (Polydor 33 UpM 45 131 LPHE)

Für unsere Schlagerfreunde hörten wir

Wie erwartet, konnte der Film an Freddy nicht vorbeigehen. Sein schneller Aufstieg zum Schallplattenmillionär war dafür ausschlaggebend, und mit Spannung erwartet die große Freddy-Gemeinde seinen ersten Film. Die ersten Schallplattenaufnahmen daraus sind bereits im Handel. Hoffentlich wird sein Film „Die große Chance“ auch für seine Platten der große Wurf. „Einmal in Tampico“ und „Ein armer Mulero“ sind Freddy's neue Film-schlager Titel auf Polydor (45-23 481).

Ray Anthony, beliebter Orchesterleiter und Solist, hat immer etwas besonderes zu bieten. Auf Capitol spielt er mit seinem Orchester den sauber arrangierten „Calypso Dance“ und den ebenso herrlichen „Plymouth Rock“ (45-16 430). Bei Philips gibt es eine wunderschöne Aufnahme mit Mieke Telkamp und dem Orchester Rolf Faber. „Ann-Carolin“ heißt sie, und es ist bedauerlich, daß diese Platte nicht überall im Handel vorrätig ist. Ob die Rückseite „Kleine Veronika“ auch so gut gefällt, ist Geschmackssache (344 886).

Von dem bekannten und beliebten Sextett Hazy Osterwald wurde eine Reihe sehr netter Aufnahmen gemacht. Die modernen wie eigenwilligen Musiker haben heute eine große Gemeinde von Verehrern, und aus diesem Grunde sollen Ihnen Aufnahmen dieses Sextettes nicht vorenthalten werden. Da ist zunächst das Potpourri „Da haben wir uns was einge(b)rockt“. Frisch und temperamentvoll wird hier drauflos musiziert, man kann ruhig sagen drauflos gerockt (Heliodor 45-780 076).

— Mit demselben Sextett gibt es eine „Dixieparade“, die ebenfalls eine richtige ausgelassene Osterwaldmusik ist (45-780 008). — „Oho Calypso“ heißt für diesmal die letzte Osterwald-Platte, die den beiden ersten nicht nachsteht. Es ist ein Tanzpotpourri mit „Bananaboat“, „Wenn du mal wieder auf Cuba bist“, „Tipitipitipso“, „Calypso italiano“ und wird bestimmt Ihren Beifall finden (45-780 129).

Reinhard Thom

Es grünt und blüht am Arbeitsplatz

Von den vielen, im Steingarten gedeihenden Steinbrechpflanzen — Saxifragaceae —, ist der rankende Steinbrech, *Saxifraga sarmentosa*, wegen seiner wirr herabhängenden zarten haarähnlichen Ausläuferchen auch „Judenbart“ genannt, diejenige Art, die nur im Zimmer gedeiht. Hier hat sie



allerdings keine Gelegenheit, die in ihrem Namen illustrierten Wirkungen auszulösen, nämlich, den Stein zu brechen. *Saxifraga* bedeutet eigentlich „Felszerbrecher“.

Bei uns im Zimmer möchte diese zierliche Pflanze, deren ursprüngliche Heimat China und Japan, die aber in vielen europäischen und außereuropäischen Hochgebirgen zu finden ist, vor allen Dingen eine nahrhafte, mit Sand gemischte Erde. Im Winter will sie frostfrei, hell und ungestört stehen. Während dieser Jahreszeit braucht sie nur wenig Wasser, aber auch sonst sollte man sie nie zu feucht halten. Ab und zu läßt sie sich gern einen kleinen Düngguß gefallen. Der Steinbrech läßt sich durch die zarten Ausläuferpflänzchen leicht vermehren. Während bei den weiß bis rosa blühenden Arten, deren Blüten im Schlund gefleckt, in locker stehender Rispe wachsen, und deren stark behaarte Blätter unterseits rot sind, gibt es noch eine mehrfarbig beblätterte Art, die aber bei weitem anspruchsvoller in der Pflege ist und vor allen Dingen mehr Wärme braucht.

Es wird interessieren, daß sehr viele Polsterstauden unserer Steingärten, wie die *Heuchera* mit ihren purpurroten Glöckchen, aber auch die Stachelbeere, Johannisbeere, Deutzie und *Philadelphus* zu

den Steinbrechgewächsen gehören, die fast 650 Arten umfassen.

Eine besonders dankbare ganzjährige Zimmerpflanze, die ein schönes Spalier an der Wand bilden kann, ist die bei uns viel zu wenig bekannte Wachso- oder Porzellanblume, *Hoya carnosa*, auch „*Asklepias*“



genannt. Thomas Hoy, der englische Pflanzenzüchter, verhalf ihr zu ihrem Namen. Ihre Heimat ist China und Australien. Wunderschön sind die fleischigen, glänzend-grünen Blätter und die wachsähnlich schimmernden, duftenden, weißen oder blaßrosa in einer Dolde von 12 bis 15 Stück zusammengefaßten Blüten. Sie haben in der Mitte einen leuchtend roten Fleck. Die Blütezeit ist Frühsommer bis Herbst. Die *Hoya* will einen hellen, aber nicht zu sonnigen Standort, ohne Zugluft, aber trotzdem frische Luftzufuhr. Überwintern möchte sie bei einer Temperatur von 10 bis 12° C. Zuviel Wärme im Winter erzeugt Blütenlosigkeit und Ungezieferbefall. Wenn die *Hoya* versagt, so hat fast immer ein Zuviel oder ein Zuwenig beim Gießen die Schuld. Es liegt bei uns, das nötige Fingerspitzengefühl zu haben, wie ja überhaupt bei der Pflege unserer Pflanzen.

Während der Blüte kann man bei regelmäßig blühenden Pflanzen alle 14 Tage kräftig düngen. Wächst die Pflanze aber nicht so gut, hilft auch ein zu starkes Düngen nicht, man würde sie dadurch nur krank machen. Während der Ruhezeit darf man auf keinen Fall düngen.

Sehr gut eignet sich Fruhstorfers Einheitserde, wenn man die Pflanze umtopfen muß. Alle drei bis vier Jahre sollte solch eine Umtopfung nur vorgenommen werden, wenn die Pflanze schon älter ist, sonst leidet die Blütenbildung darunter. Im Frühjahr und Sommer gelingt leicht eine Vermehrung durch Stecklinge, wenn man junge, doch schon etwas verholzte Triebe dazu nimmt.

Unsere Jubilare im April

25 Jahre Mitarbeit



Herbert Beckmann
Karussellfahrer
Mechan. Werkstätten Stachelhausen
am 3. April 1958

25 Jahre Mitarbeit



Rudolf Walter
Vorarbeiter
in der Formerei Papenberg
am 4. April 1958

Es haben geheiratet

Anton Tragl, Chromgußputzerei Stachelhausen -
Hannelore Vedder, am 8. Februar 1958
Fred Rossow, Lindenberg - Edith Pelg, am 14. Febr. 1958
Irmgard Linde, Kernmacherei Papenberg - Heinrich
Werner, am 15. Februar 1958

Es wurden geboren

Heinz-Jörg, Sohn von Heinz Lais, Lindenberg, am
21. Februar 1958
Marlita, Tochter von Werner Rau, Chromgußputzerei
Stachelhausen, am 27. Februar 1958
Heike, Tochter von Christian Detlefsen, Schmelzerei
Papenberg, am 1. März 1958
Axel, Sohn von Günter Mittelstädt, Büro Stachel-
hausen, am 9. März 1958
Christine, Tochter von Helmar Kinzel, Formerei
Stachelhausen, am 11. März 1958

In den wohlverdienten Ruhestand traten

Waldemar Mielke, Lagerarbeiter im Lager Papen-
berg, am 1. Januar 1958, nach 34jähriger BSI-
Zugehörigkeit
Walter Herbertz, Gußprüfer in der Hartgußkontrolle
Papenberg, am 21. Januar 1958, nach 18jähriger
BSI-Zugehörigkeit
Ludwig Göbel, Feuerwehrmann bei der Werksauf-
sicht, am 25. Januar 1958, nach 35jähriger BSI-
Zugehörigkeit
Hieronymus Gärtner, Sandprüfer in der Versuchs-
anstalt, am 31. Januar 1958, nach 46jähriger BSI-
Zugehörigkeit
Franz Tempel, Kerneisenmacher in der Kernmacherei
Stachelhausen, am 27. Januar 1958, nach 44jähriger
BSI-Zugehörigkeit
Paul Plückthum, Sandaufbereiter in der Sandaufbe-
reitung Papenberg, am 17. Februar 1958, nach
23jähriger BSI-Zugehörigkeit

WIR NAHMEN ABSCHIED VON



Paul Miebach	Pensionär, 70 Jahre alt, am 22. Februar 1958
Johann Selbach	Formerei Papenberg, 53 Jahre alt, am 1. März 1958
Justus Kehl	Pensionär, 70 Jahre alt, am 3. März 1958
Karl Hermann Range	Pensionär, 80 Jahre alt, am 4. März 1958

